Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tierpitz, v.: Gedanken eines Deutschen : Ansprache an einen Hamburger Kreis (14. Dezember 1920)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

für die vollständige Versklavung Deutschlands und seines Ausfuhrhandels in englisch-französischer Zwangsherrschaft günstig gestimmt werden. Es ist ein völlig neuartiges Experiment, wie ein Land, dessen Zahlungsbilanz vernichtet und dessen Finanzen bis zum letzten Pfennig für die konfiskatorischen Ziele seiner bisherigen Feinde ausgesogen werden sollen, überhaupt noch leben und etwas erarbeiten kann. Die Nationalökonomie und der Bolschewismus werden an diesem bevorstehenden Zauberkunststück großes Interesse nehmen, jedoch wird der praktische Gewinn des Bolschewismus und der theoretische Gewinn der Nationalökonomie aufgehoben werden durch erstaunliche Verluste des tatsächlichen Wohlstandes der Menschheit.

Das deutsche Volk wünscht nichts anderes als zu arbeiten. Arbeiten vermag nur, wer die Früchte seiner Arbeit auch genießt, nicht wer auf unabsehbare Zeit und in satanischem Grade fremdländischen Ausbeutern zu fronen gezwungen ist. Amerika ist seiner Macht nach in der Lage, Deutschland die Freiheit zur Arbeit wieder zu eröffnen und erscheint infolge des Rechtsverrats, der in Versailles wie neuerdings in Paris, vorfiel, berechtigt und infolge seiner eigenen Teilnahme am Krieg sogar verpflichtet, die Entwicklung der Völker zu einem neuen Organismus der Arbeit zu leiten. Dahin weist auch das amerikanische Interesse und das amerikanische Ideal. Wirtschaft bildet immer den materiellen Körper der geschichtlichen Entwicklung; der menschliche Geist vermag indeß keinen Körper zu bilden ohne Ideale, die praktisch anwendbar und nützlich, aber zugleich viel mehr als der unmittelbare Nutzen sind. Die gespannte Erwartung, mit welcher der Antritt Ihrer Regierung, Herr Präsident, von allen Angehörigen der zivilisierten Welt begleitet wird, beruht auf dem Gefühl, daß es für den Führer der Neuen Welt heute ähnlich schwierig, aber auch ähnlich folgenreich sein dürfte, die neue Welt mit der alten zu verknüpfen wie einst für Kolumbus.

Dr. Fritz Kern, Professor der Geschichte

Gedanken eines Deutschen

Ansprache an einen Hamburger Kreis (14. Dezember 1920)
von Großadmiral von Tirpitz

Meine Herren! Ich danke Ihnen zunächst für den sehr freundlichen Empfang, der mir hier geworden ist, und für die freundlichen Worte, die Ihr Herr Vorsitzender vorhin gesprochen hat.

Wenn ich früher nach Hamburg kam, so war es mir eine ganz besondere Freude, denn vieles zog mich hierher. Ich habe meine schönsten Jugendjahre in Hamburg verlebt. Damals, als 1866 Gablenz über die Elbe ging, war ein vor Altona hingelegtes Wachtschiff in Vergessenheit geraten; auf diesem war ich mit zwei anderen Offizieren nach dem Kriege 1870/71 eingeschifft, und wir genossen von dieser Stellung aus die junge Reichsherrlichkeit in vollen Zügen. Ich kann nicht verhehlen, daß heute doch ein erhebliches Maß von Bitterkeit in meiner Seele ist, und ich habe daher der Aufforderung Ihres Herrn Vorsitzenden nicht ganz gern entsprochen. Dazu kommt, daß ich so

sachkundigen Herren, die ich heute die Ehre habe, hier versammelt zu sehen, eigentlich kaum etwas Neues und Wertvolles zu bieten vermag. Ich habe im letzten halben Jahr im Walde gesessen, einsam, und habe versucht mich wiederzufinden. In den letzten paar Wochen bin ich in Berlin gewesen und habe den Wirrwar Berlins durch meinen Kopf strömen lassen. Ich habe mich dabei bemüht, zu einer gewissen Klarheit über unsere Verhältnisse zu kommen, gelungen ist es mir aber eigentlich nicht.

Sie werden auch verstehen, meine Herren, daß ein alter Mann, dessen Lebenswerk vernichtet, dessen Ideal zertrümmert ist, leicht dazu neigen wird, die Hoffnung überhaupt aufzugeben. Im Laufe des letzten Jahres habe ich mich aber durchgerungen zu neuer Hoffnung. Die Gründe, die ich dafür habe, möchte ich Ihnen mit ein paar Worten sagen.

Meine Herren! Ich glaube, wir fühlen alle ohne weiteres, daß wir vor dem Abschluß einer Epoche stehen, wie sie so ungeheuer und gewaltig wohl kaum überhaupt in der Weltgeschichte dagewesen ist. Bismarck hat seinerzeit gesagt, er wolle Deutschland in den Sattel heben, reiten würde es schon können. In dieser Voraussicht hat sich der große Mann getäuscht; denn die Epigonen haben nicht so reiten können, wie es notwendig gewesen wäre. Das weitere Wort unseres Staatsmannes, Deutschland wäre saturiert, paßte in seine Zeit, für einen aktuellen Zweck und für eine geschlossene Epoche; es wurde von uns mißverstanden und auch in geschichtlichem Sinne ausgelegt. Das war nicht richtig. Wir hätten begreifen müssen, daß wir im Bismarckschen Reiche nur eine geschichtliche Epoche erreicht hatten. Alles fließt und so auch die Entwicklung des Deutschtums; entweder mußte der Weg aufwärts führen oder abwärts; Stillstand ist Niedergang. Gerade infolge dieser Auffassung des Saturiertseins hatte sich bei uns das Spezialistentum zu sehr ausgebreitet. Das war in einem gewissen Sinne ein Luxus, der mehr universelles Denken zurückdrängte. In allen unseren Einrichtungen ist davon etwas zu spüren. Das gilt in der Wissenschaft, wo das Spezialistentum vorherrscht, und es gilt auch bei der Wehrmacht. Die großen Führer von 1813 und von 1870 waren für ihre Epoche universeller als unsere Führer im Weltkriege.

Auch auf dem Gebiete des Erwerbslebens machte sich dieser Mangel bemerkbar. Die Nationalökonomie — ich lege den Ton auf das Wort „national" — hat sich nicht genügend mit den praktischen Handelsherren zusammengetan. Wir haben wenig Männer erzeugt, die beides vereinten. Diese Richtung, meine Herren, hat nach meiner Ansicht auch zur Folge gehabt, daß wir im ganzen das Staatsgebäude Bismarcks nicht genügend ausgebaut hatten, und zwar weder innerpolitisch noch außenpolitisch. Das Staatsgebäude, das Bismarck unter ganz bestimmten, daher zwingenden Verhältnissen errichtet hatte, war in seiner Art und für seine Zeit ein Kunstwerk, aber es bedurfte, wie jede menschliche Institution, der Weiterentwicklung für neuhinzutretende Bedürfnisse. Denke ich an die soziale Frage, so scheint mir, daß wir sie zu einseitig behandelt haben.

Wir haben zu stark in der Richtung des Almosengebens gearbeitet; wir haben damit die Selbsthilfe zu stark unterdrückt, die Begehrlichkeit gesteigert, Dank aber nicht geerntet. Dagegen haben wir auf der anderen Seite berechtigte Bedürfnisse der Arbeiter, z. B. in der Wohnungsfrage, vor allen Dingen aber in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der ethischen Teilnahme an der Produktion, selber nicht genügend berücksichtigt. Die Verfassung, wie wir sie hatten, war in der Grundlage gut und entwicklungsfähig, aber etwas zu stark auf eine Persönlichkeit, wie Bismarck, zugeschnitten. Auf die Dauer mußte sie in höherem Maß auf den Durchschnitt geformt werden. Das haben wir nicht getan. Wir haben ferner das Reich nicht auf eine feste finanzielle Basis gestellt. Das ist für jedes Staatsgebäude, das Dauer haben will, eine Grundaufgabe.

Meine Herren! Der Umstand, daß uns für die Nation die großen Ziele fehlten, hat dazu geführt, daß wir, wie in alten Zeiten, uns gegenseitig zerrieben haben in „querelles allemandes". Damit hängt zusammen, daß unsere besten Kräfte und Köpfe sich zu sehr von der Arbeit für das Ganze zurückhielten und in der wirtschaftlichen Entwickelung aufgingen. Sie haben hier einen Beweis für die Tüchtigkeit unseres Volkes geliefert und Außerordentliches geleistet. Unsere wirtschaftliche Entwickelung ging mit Riesenschritten vorwärts. Es war aber klar für jeden, der eigentlich Augen für die Welt hatte, daß wir als große und ziemlich plötzlich auftretende Wirtschaftsmacht mit den alten Besitzern in Konkurrenz und in Gegensatz treten mußten. In die Weltwirtschaft wurden wir hineingerissen, ob wir wollten oder nicht; wir konnten die Entwickelung nicht aufhalten und konnten auch nicht Menschen exportieren, beides nicht, weil es letzten Endes eine Machtfrage war. Deutschland wurde immer mehr zum Stapelplatz von Europa, wie es früher ausschließlich England gewesen war. Diese Stellung wollten die Engländer aber freiwillig nicht verlieren. Der Engländer mit seinem universellen Geschäftssinn hat diese Eigenschaft Deutschlands, in der Mitte Europas liegend, mit großen Flüssen, die wie Finger vom Meer ins Land hineinragten, voll verstanden und erkannt. Wir hätten stärker realisieren sollen, daß wenn diese Weltwirtschaft nicht auf tönernen Füßen stehen will, sie auch eine Weltmacht sein muß. Nun gehören zur Weltmacht zwei Faktoren. Der eine ist die Macht, die wir auf unserem eigenen Boden aufbauen können; die haben wir, wenn man die Gefahr unserer Lage richtig erkannte, nicht genügend ausgeschöpft. Als Beispiel führe ich zur Signatur der Periode von 1891 bis 1913 an, daß die Friedensstärke unserer Armee bis 1913 gegenüber den anderen Mächten relativ zurückgegangen ist. Noch weniger gelang uns eine entsprechende Gruppierung der Mächte. Darin liegt der zweite Faktor, der notwendig ist für eine Weltmacht.

Wenn es nun England gelungen ist, fast die gesamten Völker der Erde in diesem Weltkrieg gegen Deutschland zu gewinnen, so muß man, abgesehen von den Methoden Englands, doch insofern auch gerecht sein, als unsere wirtschaftliche Entwickelung den Leuten auf die Nerven fiel, vermehrt durch die Art, wie wir unnötige Fanfaren herausbliesen und wie wir manche Ideen aufstellten, die unklar waren.

Ich möchte hierfür ein charakteristisches Beispiel herausgreifen: Das ist der bekannte Ruf nach der Freiheit der Meere, der überall von uns verbreitet wurde. Es war war ein schönes Wort für die Vereinigten Staaten, aber doch nur ein Wort, da sie, am Atlantic und am Pacific liegend, die Freiheit der Meere hatten. Andere Staaten, wie Rußland, wollten keine Freiheit der Meere am Schwarzen Meer und die Engländer auch nicht am Kanal. Sie verstanden etwas ganz anderes darunter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meine Herren! Dazu kam, daß unsere friedliche Gesinnung, wir mochten sie beteuern soviel wir wollten, uns einfach nicht geglaubt wurde. Dagegen sprach die doch häufig hervortretende Renommisterei bei uns und dann die tatsächliche Geschichte Preußens in Deutschland, die draußen anders verstanden wurde als bei uns. So kam es, daß im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg die ganze Welt mit Spannung auf den sich immer stärker entwickelnden Gegensatz zwischen Deutschland und England blickte. Als nun der Zusammenstoß kam, vielleicht vermeidbar, jedenfalls verfrüht, sind wir in ihm unterlegen, trotzdem auf unserer Seite die stärkere Zusammenfassung der staatlichen und militärischen Kräfte vorhanden war und trotz einer ganz ungeheuern, für die ganze Welt überraschenden Kraftleistung unseres Volkes. Diese Kraftleistung ist so groß gewesen, daß ich an die sogenannte Dekadenz unseres Volkes nicht glaube, die Dekadenz, von der ja mitunter manche, und besonders Geistliche, als eigentliche Ursache unseres Untergangs predigen. Unsere Feinde waren, wie ich glaube, nicht besser als wir. Wenn man über die Ursachen nachdenkt und tiefer schürft in die Gründe, die es überhaupt möglich machten, daß unser Volk so unterlag, stößt man immer auf zwei Faktoren, die entscheidend waren, diese sind der Mangel an nationalem Sinn, der in unserem Volke vorhanden ist, und das Fehlen des politischen Weitblicks, der Zielsicherheit. Wenn das richtig ist, meine Herren, dann müssen diese beiden Mängel beseitigt und eingeschränkt werden, wenn wir eine neue Zeit haben wollen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit warnen vor dem Gedanken, daß wir uns vielleicht abfinden können, wenn wir ein neues Weimar erstreben oder den Vergleich machen mit dem alten Griechenland und sagen: Die Griechen haben, nachdem sie von den Römern besiegt waren, auch noch ungeheuer viel geleistet. Die Verhältnisse liegen jetzt ganz anders. Ich bin der Ansicht, daß wenn wir nicht wieder stark werden, auch jeder weitere kulturelle Aufstieg unmöglich ist.

Dieser unser Mangel an Nationalsinn geht wie ein blutiger Faden durch die tausendjährige Geschichte unseres Volkes hindurch. Ist nicht Arminius durch einen Dolchstoß von hinten getötet worden? Haben wir nicht in der Siegfriedsage denselben Gedanken ausgedrückt? Haben nicht die Hohenstaufen eine glorreiche, aber für Deutschland verhängnisvolle, nicht nationale Politik getrieben? Alles aus derselben Ursache. Charakteristisch ist das Wort „Landsknecht". Das ist ein deutsches Wort; es ist in seinem deutschen Wortlaut von Franzosen und Engländern übernommen worden und ist bezeichnend für unser Volk. Wenn Sie weiter gehen in die napoleonischen Kriege, wo ganze deutsche Armeen einander gegenüberstanden, alles geht zurück auf den Mangel an Gefühl der Zusammengehörigkeit unserer Rasse. Ich erinnere an den 1. April 1895, den Geburtstag des Schöpfers des Reiches und des Reichstages, wo dieser Reichstag dem achtzigjährigen Fürsten Bismarck den Gruß verweigert hat. Wohl alle Revolutionen, wenn man sie durchgeht, beruhen eigentlich auf nationaler, oder ich will einmal den Ausdruck gebrauchen, auf nationalistischer Grundlage. Sehen Sie Cromwell, sehen Sie die Zeit von Robespierre, wo Konventsmitglieder den Generalen an die Seite gegeben wurden mit der Drohung: Ihr kommt an die Guillotine, wenn ihr nicht siegt! Sehen Sie Garibaldi, die erste russische Revolution und in gewissem Maße auch die zweite. — Und unsere Revolution anno 1918? Sie pflanzte die internationale Fahne auf und stieß der tapferen Front den Dolch in den Rücken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sehen Sie auf die Jetztzeit. Wir schelten immer noch über den „sacro egoismo" der Italiener. Wir spotten und lachen über den „verrückten" d'Annunzio und sprechen mit einem Gefühl der Überlegenheit von dem „right or wrong my country" der Engländer. Dabei haben diese Völker, die so denken, recht, und wir unrecht, die wir nicht so denken.

Meine Herren! Der Deutsche ist immer geneigt, das vaterländische Ideal als zu eng für seine Gedankenwelt aufzufassen; er sieht darüber hinweg in die Wolken. Selbst wenn man sich auf den rein ethischen Standpunkt stellen will, ist das falsch, denn ob die traumhafte Verbrüderung aller Völker kommt, oder ob sie überhaupt richtig ist, können wir getrost der Zukunft und dem lieben Herrgott überlassen, weil es ganz klar ist, daß für die nächsten Jahrhunderte eine große Leistung, auch eine solche für die ganze Menschheit nur auf nationalem Boden wachsen kann.

Meine Herren, es handelt sich hier um einen weit verbreiteten Denkfehler in unserem Volke. Durch ihn gelang es, die Moral unseres Volkes in dem letzten Krieg zu unterwühlen und nur durch ihn erklären sich die Orgien der Selbsterniedrigung und Selbstbezichtigung, die wir schaudernd und zähneknirschend erlebt haben, eine Selbsterniedrigung, die bei unseren Gegnern nicht, wie viele erwarteten, Mitleid und Versöhnung, sondern Verachtung erzeugte und es überhaupt erst möglich machte, daß wir so vernichtet wurden. Nur durch diese Haltung der zur Macht gekommenen deutschen Radikaldemokratie, konnte man auch den edleren Teilen der andern Nationen nachweisen, daß die Deutschen nichts anderes als Vernichtung wert wären. Der Mangel an nationaler Gesinnung ist aber bei den Deutschen nicht bloß ideell, er geht auch in materieller Richtung. Nirgends ist das Wort „ubi bene ibi patria" so aufgenommen, wie bei der deutschen Rasse. Ich möchte nur daran erinnern, ob die Deutsch-Österreicher früher jemals einen stärkeren Drang zeigten, sich mit dem Heimatland wieder zu vereinigen? Obwohl immer empfindlicher unterdrückt durch die fremden Rassen, fühlten sie sich in dem desorganisiertem Staatsgebäude Österreichs doch wohler.

Und die Balten? Wenn sie auch als eine Herrenkaste ihr kulturelles Deutschtum hochhielten, blieben sie treueste Untertanen des Zaren und waren stolz, das Salz des Zarenreichs zu sein.

Während die Welschen in der Schweiz fanatisch welscher waren als die Franzosen selbst, haben die Deutsch-Schweizer fast spöttisch zugesehen, wie ihre Stammesbrüder in Deutschland den Nibelungentod starben. Und die der demokratischen Partei angehörenden Deutsch-Amerikaner in den Vereinigten Staaten schickten in der schwersten Stunde Deutschlands eine Ergebenheitsdepesche an Wilson. Wie anders verhielten sich die Iren!

Die Frage des deutschen Nationalismus ist eine sehr schwierige und ernste Frage; sie schließt in sich die Zukunft unseres Volkes. Ist dieser ungenügende Nationalsinn ein Geburtsfehler unserer Rasse, der irreparabel ist und uns dauernd zum Völkerdünger verurteilt, oder ist es denkbar, ihn so zu bekämpfen, daß wir zu einer Einheitsfront des Deutschtums nach außen hin in Zukunft kommen können; darin liegt die Entscheidung. Ich selbst habe mich zu der Überzeugung durchgerungen, daß wir letzteres doch erhoffen können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich will nicht viel von meiner eigenen Waffe sprechen. Bei uns in der Marine gab es keine Bayern, keine Preußen. Wir standen gemeinsam da, der großen Fremde gegenüber. Wir waren ein Schmelztiegel für das Deutschtum und eine Schule für den Weitblick; beides wird uns für lange Zeit fehlen. Ich kann auch meine eigenen Erfahrungen auf dem Gebiete des Auslandsdeutschtums anführen. In einigen fünfzig Jahren, die ich die Freude und die Ehre gehabt habe, in der Marine zu dienen, beobachtete ich unser Auslandsdeutschtum und lernte es kennen. Ich erinnere mich, wie wir im Jahre 1871, bald nach der Gründung des Reichs, ein Häuflein Deutscher in einem Urwald bei fürchterlicher Hitze zusammensaßen und uns beinah die Köpfe einschlugen über die Frage, ob es richtig war, ein Deutsches Reich zu gründen, und ich vergleiche mit dieser Erinnerung die aufopfernde Tätigkeit, die unsere Auslandsdeutschen in diesem Kriege für ihr altes Mutter- und Vaterland aufzuweisen haben. Im Gefühl tiefsten Dankes und ehrlicher Bewunderung denke ich besonders an diese unsere Auslandsdeutschen in den ABC-Staaten und in Ostasien, wo sie nach Tsingtau zusammenströmten, zurück. Wenn ich diese Erscheinungen zusammenfasse und von den Vereinigten Staaten, wo besondere Bedingungen vorlagen, absehe, so ergibt sich doch für mich der Eindruck, daß die Auslandsdeutschen deutscher wurden und in mancher Beziehung einen klareren Blick hatten als viele Inlandsdeutsche, weil sie im Lauf der Jahre Deutschland und seine Verhältnisse von einer weiten Perspektive aus sahen, das Unwesentliche für sie zurücktrat und sie so unwillkürlich einen richtigeren Blick über das Ganze behielten.

Dann, meine Herren, noch ein weiteres. War nicht der Partikularismus als eine Abart des mangelnden Sinnes für das Gesamtdeutschtum seit 1870 ebenfalls zurückgegangen? Stärker vielleicht noch im Norden als im Süden. Wenn er jetzt wieder aufflammt, so danken wir das im wesentlichen der revolutionären Bewegung. Hier kann ich besonders auf Hamburg hinweisen. Hamburg war um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts eine rein englische Agentur, und die Reste davon haben sich bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts gezeigt. Ich habe selbst noch erlebt, wie die heftigsten Kämpfe hier tobten und starke Gegensätze entfesselt wurden bei der Frage, ob Hamburg in den Zollverein eintreten sollte oder nicht. Gerade diese Frage habe ich später mit meinem hochverehrten Freund und Gönner, dem verstorbenen Senator und Bürgermeister Versmann, häufig besprochen, und ich habe jetzt die Empfindung, als ob Sie alle hier in Hamburg, sehr viel stärker als es früher der Fall war, fühlten, ein Organ des deutschen Hinterlandes zu sein und sein zu müssen, aber auch erkannten, daß Ihnen damit gewisse Pflichten auferlegt sind, und daß Sie mit Ihrer Denkweise hineindringen müssen in das Inland. Diese Erweiterung hindert nicht, daß Sie spinnefeind sind dem heiligen Bureaukratismus, den uns die Radikaldemokratie in Berlin beschert hat, und der sehr viel schlimmer ist als je der Bureaukratismus des alten Reichs. Sie sind ihm mit Recht ein gleicher Feind in Hamburg wie ein waschechter Junker in Hinterpommern. Ferner ist es eine tatsächliche Erscheinung, daß der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhandene Liberalismus, der Bismarck in gefährlicher Zeit die Stärkung der Wehrmacht weigerte — sie nicht Bismarck weigerte, sondern dem Staat, weil Bismarck ein Junker war —, daß dieser Liberalismus mehr und mehr nationaler geworden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerade dieser Umstand, daß eine aufsteigende Schicht national wurde, gibt eine Hoffnung, daß auch der vierte Stand, nachdem er einen stärkeren positiven Anteil am Staat hat, mit der Zeit nationaler werden wird. Und da ergibt sich jetzt eine große Aufgabe für die gebildete Schicht, und besonders für die Arbeitgeber, persönlich an die Arbeiter heranzutreten, und bei diesem Herantreten, bei diesem Arbeiten für das Staatsganze die Klassenunterschiede fallen zu lassen. Wenn man glaubt, Klassenunterschiede könnten überhaupt beseitigt werden, so ist das eine Utopie. Es hat noch kein Volk der Erde ohne solche gegeben. Wohl aber muß man sie fallen lassen, wenn es sich um eine gemeinsame Arbeit, um gemeinsame Ziele handelt, und hier handelt es sich um eine Arbeit für die ganze Nation. Das ist nicht immer bequem, aber es muß in höherem Maße geschehen, als es vor dem Kriege geschah. Wir dürfen die Arbeiter mit einem Wort den geschäftsmäßigen Hetzaposteln nicht einfach überlassen.

Meine Herren! Ein weiterer Grund für meine hoffnungsvollere Auffassung ist das zweifellos starke geistige Leben, das augenblicklich Deutschland durchströmt. Wir müssen freilich dabei bedenken, dieses geistige Leben ist doch noch eine Folge der Schulen und Anstalten des alten Staatsgebäudes, denn die wenigen, die in der Jetztzeit aufgewachsen sind, sind noch nicht so weit. Vieles ist bei den geistigen Strömungen, die auf der Oberfläche erscheinen, etwas extrem. Ich z. B. kann mich nicht davon überzeugen lassen, daß man den Untergang des Abendlandes auf physikalische und mathematische Momente basiert, sondern glaube, daß noch eine Reihe anderer Faktoren vorhanden sind, die schwer zu berücksichtigen sind. Das Eine bleibt bestehen — und ich glaube die Herren werden eine ähnliche Auffassung haben wie ich —, daß eine starke aufsteigende nationale Welle durch das Volk geht. Besonders stark und besonders mächtig ist sie bei der Jugend. Alle diese Jugendbewegungen, wie die Akademische Vereinigung, der Fichtebund, die Sportvereine, die Pfadfinder usw. mögen ja manches Ungegorene zeigen, aber etwas Charakteristisches ist fast allen diesen Bewegungen gemeinsam, das ist das Bestreben, sich von dem rein altparteipolitischen Gezänk loszumachen, um auf ein großes nationales Ziel zu kommen.

Meine Herren! Vom jetzigen Staat und namentlich auch von der jetzigen Schule als Organisation betrachtet, können wir in der Beziehung nicht viel erwarten. Ich las neulich, um das nur zu illustrieren, in einer Zeitung, die Bilder von Weddigen und Bölcke in der Schule aufzuhängen, sei verboten worden, damit die Jugend nicht chauvinistisch verseucht werde. Vergleichen Sie, meine Herren, was die Franzosen nach ihrem Niederbruch 1871 taten, wie sie „la belle France“ nach jeder Richtung verherrlichten, wie sie bis auf die Fibel herunter den Haß gegen Deutschland gelehrt und der Jugend eingehämmert haben. Wer damals in Frankreich gewesen ist, war erstaunt über dieses Maß von Haß und Arbeit dafür. Der Haß Frankreichs ist uns teuer zu stehen gekommen. Jeder echte Mann schließt in sich Liebe und Haß. Der Mann, der weder lieben noch hassen kann, der ist ein Neutrum. Und nun, meine Herren, ist diese Eigenschaft, die doch die Natur in einer gewissen Absicht in uns hineingelegt hat, am stärksten zu finden in der Pubertätszeit, in der Jugend. Wenn ich von den privaten Gefühlen absehe, erscheint es daher geboten, daß man der Liebe und dem Haß der Jugend die richtige

Richtung weist, die Liebe auf das eigene Volk, und den Haß nicht auf die eigenen Volksklassen, sondern auf unsere Erpresser, nicht umgekehrt!

Nun möchte ich ausführen, daß in den gebildeten Schichten unseres Volkes durch Tradition und Bildung eine stärkere nationale Gesinnung vorhanden war als bei unseren Massen. Man braucht nur an unsere ganze gebildete Jugend zu denken, wie die neuen, aus Kriegsfreiwilligen gebildeten Armeekorps zu Hunderttausenden mit dem Gesang „Deutschland über alles" in den Tod für Deutschland gingen. Lloyd George und seine Genossen hatten genau erkannt, daß vom Staatsstandpunkt aus in Deutschland leider noch die gebildeten Klassen die stärksten Stützen des Deutschen Reiches waren, und daß in den unteren Klassen dieses Gefühl wenig entwickelt war. Das ist der Grund, weshalb, um uns zu besiegen, die Gebildeten Schritt vor Schritt weggefegt werden sollten. Zu diesem Zweck wurden die raffiniertesten Schlagworte geprägt vom Kampf, nicht gegen das arme geknechtete deutsche Volk, sondern gegen das Preußentum und den Militarismus. Das alte Preußen hatte seine Mission in den Jahren 1866 und 1870 längst erfüllt und war immer mehr im Begriff, auch tatsächlich im Reiche aufzugehen. Das Reich zog die besten Kräfte aus ganz Deutschland an. —

Militarismus! Nirgends in einem Land haben die Militärs in politischem Sinn so wenig zu sagen gehabt wie bei uns, haben sich auch um die Politik nicht gekümmert, vielleicht zu wenig, und vielleicht ist das Deutschland gerade zum Nachteil geworden. Unser Militarismus war rein auf die Verteidigung gerichtet. Eine Berechtigung für das Schlagwort der Engländer hat es aber deshalb nicht gegeben.

Was den obersten Schichten bei allem nationalen Gefühl und bei aller nationalen Gesinnung indessen meiner Ansicht nach gefehlt hat, das war in weitem Maße der politische Weitblick und die Zielsicherheit.

Die Vergangenheit ist abgetan. Sie hat nur insofern Bedeutung, als man vielleicht hier und da Schlüsse auch für die Zukunft ziehen kann. Ich persönlich habe mich verpflichtet gefühlt, so schwer es mir auch geworden ist aus manchen Gründen, meine Auffassungsweise über die Vergangenheit in meinen „Erinnerungen" zu veröffentlichen. Ich habe auch neulich noch — manche von den Herren werden ihn gelesen haben — in den „Grenzboten" den Briefwechsel*) veröffentlicht, den ich mit dem leider so früh verstorbenen vortrefflichen Direktor der Hamburger Hypothekenbank, Herrn Vendixen, gehabt habe. Es war nur ein Briefwechsel, und er war unvollständig. Ich will auch auf die darin behandelte Frage nicht näher eingehen, sondern nur noch hinzufügen, daß in der Zeit, wo Frankreich eine großzügige Kolonialpolitik trieb, vielleicht die Möglichkeit gewesen wäre oder sich hätte ergeben können, das pathologische Sentiment Frankreichs so weit zurück zu drängen, um eine Verständigung zu ermöglichen. Seitdem Frankreich seine Kolonialpolitik nach Faschoda aber beschränkt hatte auf die nordafrikanischen Besitzungen und sich dadurch tatsächlich und effektiv unter die Fittiche Englands begeben hatte, war das unmöglich geworden. Wir standen hiermit vor der Frage: Wollen wir uns an Rußland anlehnen und Konstantinopel freigeben, oder sollen wir uns mit England abfinden und ohne Kampf klein beigeben, unsere Weltwirtschaft einschränken usw. Vor dieser Frage

*) Grenzboten Heft 31/32. Jahrgang 1920.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen wir; wir mußten uns aber rückhaltlos entschließen: entweder das eine oder das andere; und wir haben keines getan. Statt dessen haben wir auf zwei absterbende Staaten gesetzt und haben uns dabei verblutet.

Was geschehen ist, ist geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. Es kommt jetzt lediglich auf unsere Zukunft an, und da werden wir mit manchem Alten brechen müssen. Um darauf einzugehen, müßte ich mich stark in aktuelle Fragen vertiefen, was ich vermeiden möchte.

Soviel ist klar: England hat tatsächlich zur Zeit eine Oberherrschaft über ganz Europa erlangt. Auch Frankreich hat eine Vasallenstellung an England. Die nordafrikanischen Kolonien kann England jederzeit fassen und als Sparbüchse betrachten. Englands Herrschaft geht über Europa hinweg, umfaßt ganz Afrika, geht über Mesopotamien bis Indien und will noch mehr. Es ist nach seiner Art, seinem Aufbau einfach unersättlich; je mehr es bekommt, desto hungriger wird es. Dagegen steht, daß England gerade, um uns als Kriegstreiber und allgemeinen Störenfried hinstellen zu können, den Gedanken der Selbstbestimmung der Völker aufs stärkste propagiert hat. Was es in Wahrheit darunter versteht, sieht man am heutigen Irland. Wenn sich nun bei uns der Wille zum Neuaufbau stärkt und einstellt, dann ergibt sich ohne weiteres, daß wir nach den Staaten, die noch in der Entwickelung begriffen sind, also nach dem Osten zu, eine grundsätzliche Anlehnung suchen sollten. Wir müssen dabei natürlich immer die Verhältnisse berücksichtigen. Wann Rußland nach Niederwerfung des Bolschewismus als Staat wieder auftritt, kann man heute nicht sagen. Daß England uns alles mögliche dazwischen setzen und bei einem solchen Versuch die lokalen Interessen aufpeitschen wird, ist sicher. Aber in weitem Sinne betrachtet, wäre das Suchen nach Anlehnung im Osten und die Ablehnung Englands richtig. Aktuell steht dagegen, daß wir das blutige Eisen Frankreichs augenblicklich am stärksten spüren und auf die Dauer nicht ertragen können. Daraus folgt die mögliche Notwendigkeit, gewisse Gnadengeschenke von England anzunehmen, falls England einen Wert auf uns als Abnehmer noch legt. Wir sollten die Hoffnung hierauf aber nicht zu hoch spannen, denn England braucht meines Erachtens weiter den Degen und das pathologische Sentiment Frankreichs zu anderen Zwecken. England pendelt hin und her zwischen Amerika und Japan; es hat Frankreich in der Hand und kann nicht wissen, wann es Frankreich wieder braucht. Die Rede, die Lord Derby neulich gehalten hat, ist charakteristisch. Das schließt aber nicht aus, daß wir im gegebenen Fall auch mit England zu gehen haben. Besser wäre jedenfalls, wir könnten uns an Amerika halten; ob das im Augenblick paßt, ist etwas anderes; ich spreche jetzt nur von dem Grundsätzlichen. Die Politik Wilsons darf man nicht gleichstellen mit Amerika selbst; da ist ein ganz wesentlicher Unterschied, den wir im Auge behalten müssen.

Ich habe einige Fühlung mit hohen Staatsmännern in Japan gehabt und weiß, daß die Japaner sich darüber klar sind, mit Zulassung des Niederschlagens von Deutschland eine politische Dummheit begangen zu haben. Die Japaner haben auch nicht geglaubt, daß wir niedergeschlagen werden könnten.

Heute, sagen sie: „Ja, wir möchten gern mit euch gehen. In eurer jetzigen Lage nützt uns das aber nichts, denn ihr seid keine Macht.“ Da haben die Japaner recht, denn unsere Flotte liegt auf dem Grunde von Scapa Flow-Bucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie müssen sich jetzt also ebenfalls an England halten, aber darüber machen sie sich keinerlei Illusionen, daß sie bei einem Konfliktsfall mit Amerika von England wahrscheinlich glatt im Stich gelassen werden

Daß wir mit unseren Nachbaren, Holland, Schweden und der Schweiz möglichst gute wirtschaftliche Beziehungen schaffen müssen, versteht sich von selbst, von Deutsch-Österreich gar nicht zu sprechen. Hoffentlich kommt es von selbst zu uns, was das Gegebene wäre. Wir dürfen es nicht zu sehr drängen, aus verschiedenen Gründen.

Wir müssen auch einen Strich machen unter den Krieg mit Italien. Es hat uns formal nicht unrecht getan, denn die Bedingungen der Allianz sind 1914 von uns nicht innegehalten worden. Italien versteht aber, daß es uns in Zukunft brauchen kann. Bei unserem Verhalten zu diesem, wie überall bei den Beziehungen zu anderen Völkern ist allerdings erforderlich, daß wir Haltung und Würde bewahren, nicht nachlaufen!

Ich habe die außenpolitischen Fragen hier eigentlich nur angestrichen, um eine Grundlage zu haben für meine schon ausgesprochene Behauptung, daß wir uns mehr politischen Weitblick aneignen müssen, als es früher der Fall war. Ich weiß genau, daß das, was ich Ihnen andeutungsweise über unsere Außenpolitik gesagt habe, gänzlich lückenhaft ist und daß man an allen möglichen Stellen Gegengründe anführen kann. Ich habe diese Punkte eben auch nur berührt, um nachzuweisen, wie notwendig es ist, Leitsätze zu haben, und wie wir bisher alle, auch der Reichstag, versagt haben, und welch unbedingtes Erfordernis es für unsere gebildete Schicht ist, sich in Zukunft dieser Materie anzunehmen. Unsere innere Situation, in die wir durch den Krieg gekommen sind, verlangt nach meiner Überzeugung gebieterisch, daß wir das Spezialistentum nicht mehr so betreiben wie vor dem Krieg, daß wir etwas weniger aufgehen in unserem Beruf. Wir müssen, jeder einzelne, ein größeres Stück Arbeit anlegen für das Ganze; letzten Endes kommt dieses Arbeiten für das Ganze ja auch dem einzelnen zugute. Wenn das geschieht, wenn unsere gebildeten Schichten es erreicht haben, sich eine größere Weitsicht zu verschaffen, dann darf ich hoffen, daß in Verbindung mit denjenigen Gedanken, die zum Reichswirtschaftsrat geführt haben, ein Gegengewicht geschaffen werden wird gegen die reine Majoritätsherrschaft, die wir augenblicklich haben und die, meiner persönlichen Überzeugung nach, jeder Kultur und jedem Volk den vollen Untergang bringen muß.

Gelingt es, die Arbeitsgemeinschaft wieder herbeizuführen, gelingt es, den nationalen Sinn so zu wecken, daß das ganze Deutschtum eine Einheitsfront bildet nach außen zu, so habe ich die Überzeugung, daß die Ketten, womit angelsächsischer Kapitalismus und die Räuber rings um uns herum den Deutschen gefesselt haben, zerbrechen werden wie Glas.

Meine Herren! Die Weltentwicklung ist in den letzten Jahrzehnten in erstaunlichem Tempo vorwärts gegangen, und es war schwer, der Entwickelung zu folgen. Es sieht auch nicht so aus, als ob dieses Tempo sich so furchtbar verlangsamen wird. Das Kaleidoskop dieser Entwickelung kann uns sehr leicht eine schönere Farbe bringen, eine Konjunktur schaffen, die günstig für Deutschland ist. Wir wissen es nicht. Deshalb ist keine Zeit zu verlieren. Es bietet sich uns nicht noch einmal die Gunst wie nach dem dreißigjährigen Kriege, daß ein paar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahrhunderte für unsere Erneuerung auf dem Präsentierteller liegen. Wenn wir in der nächsten Zeit nicht intensiv diese Richtung benutzen, die ich mich bemüht habe, anzudeuten, so bedeutet das das Ende des Deutschtums.

Meine Herren! Wir Alten gehen jetzt bald dahin. An Ihnen, den jüngeren, in voller Arbeitskraft stehenden Männern und an unserer Jugend hängt das Geschick des Deutschtums. Ich werde nicht mehr das Strahlen einer etwa aufgehenden neuen deutschen Sonne erleben. Ich will aber die Hoffnung in mein nicht allzu fernes Grab mitnehmen, daß sie noch einmal kommen werde, an ein Wort mich haltend, das ein von mir hochverehrter Geistlicher in Gedanken an diese Zukunft des Vaterlandes mir schrieb: „Lieber zu Tode hoffen, als im Unglauben verloren gehen!"

Die Behandlung des Versailler Friedens als „Fetzen Papier" — durch die Entente

Von Prof. Dr. R. Hennig

Bei den Pariser Verhandlungen, die zu den berüchtigten Beschlüssen vom 29. Januar Veranlassung gegeben haben und die den jetzigen Londoner März-Beratungen zugrunde liegen, haben sich die drei Entente-Staatsmänner Lloyd George, Briand und Graf Sforza so benommen, als sei niemals ein Versailler Vertrag diktiert worden, ein Vertrag, der alle Unterzeichner bindet und verpflichtet. Weil die Entente augenblicklich die Macht in der Hand hat und Deutschland sich nicht wehren kann, glaubt man sich ungestraft über Recht und Gesetz hinwegsetzen und Deutschland die wenigen ihm verbliebenen Rechte ganz nach Gefallen beschneiden zu können. Artikel 233 sicherte uns das Recht zu, daß wir den Umfang unsrer Kriegsentschädigungslast bis zum 1. Mai 1921 in voller Höhe erfahren sollten. Man wollte sich von dieser Festlegung auf eine bestimmte Summe anfänglich gern frei machen und beschloß zunächst, ohne Deutschland zu fragen, der Termin solle bis zum 1. Mai 1926 verlängert werden, und bis dahin habe Deutschland Überschlagszahlungen zu leisten. Dann ließ man diesen Vorschlag wieder fallen, einigte sich doch auf eine endgültige Fixierung der Kriegsentschädigung in der tragikomisch anmutenden Höhe von 226 Milliarden Goldmark, beschloß aber, die Zahlung sei auf 42 Jahre zu verteilen, während im Artikel 233 des Versailler Friedens ausdrücklich bestimmt ist, der Zahlungsplan habe vorzuschreiben, „wie Deutschland vom 1. Mai 1921 ab die Gesamtheit seiner Schuld in einem Zeitraum von 30 Jahren zu tilgen hat".

Des weiteren beschloß man einen Ausfuhrzoll von 12½ % auf alle deutschen Waren, der zugunsten der Ententestaaten erhoben werden müsse. Diese von volkswirtschaftlicher Sachkunde gänzlich ungetrübte Bestimmung findet im Versailler Frieden überhaupt keine Stütze, ist also ein glatter Vertragsbruch, dessen Sinn letzten Endes kein andrer ist als der, daß neben der deutschen Kriegsentschädigung auch die neutralen, ja, selbst die verbündeten Länder (Italien, Vereinigten Staaten usw.) durch Bezahlung jener Ausfuhr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG